

Selbsttortur als Geschenk an uns

Im Dickicht der Brotarbeiten verschwand
der Dichter wie das Chamäleon im Regenwald:
Seine Liebe galt der Lyrik, aber leben konnte
Max Herrmann-Neiße nur von seinen Feuilletons.
Jetzt liegen seine journalistischen Texte in
drei schwergewichtigen Bänden vor.

Tief in mir ruht ein Bild. Denn zu den Ritualen meiner Kindheit gehörte noch der Familiensonntagsspaziergang im Sonntagsstaat, der in der Arbeiterstadt Mannheim öfter, als mir lieb war, über Luisenpark und Rosengarten in die Kunsthalle führte. So stand ich als Knirps sonntäglich vor vielen unbekleideten Damen, vor der Erschießung Kaiser Maximilians und vor dem furchterregend präzisen Porträt eines verhutzelten kleinen Mannes, der ebenfalls im Sonntagsstaat, einem schwarzen Dreiteiler, wie eingefaltet in einem geblühten Lehnstuhl saß. Die kraftlosen dünnen Beine, die man ihm vielleicht hatte übereinanderschlagen müssen, steckten strumpflos in grauen Gamaschen, die über sichtlich getragene, aber auf Hochglanz polierte schwarze Lederschuhe gespannt waren. Ein bleicher, haarloser Kugelkopf ruhte halslos auf dem Rumpf. Eine dicke Ader pulste über den Schädel. Grotesk überragten sinnlich geschwungene dunkelrote Lippen noch die große, bebrillte Nase. Aus den starren weißen Manschetten krochen dünne Arme, die in knorrigen Händen endeten, die beidseitig über die geraden Stuhllehnen ragten. Das linke Handgelenk umspannte eine zarte Uhr (sie zeigt zehn vor drei). Am linken kleinen Finger steckte ein großer Karneol, am rechten Ringfinger ein Ehering.

Das Bild stammt von George Grosz. 1925 porträtierte er den Lyriker, Romancier, Amateurkabarettisten und gefürchteten Literatur- und Theaterkritiker Max Herrmann-Neiße (1886 bis 1941), der in diesem Jahr auf dem Höhepunkt seines Einflusses angekommen war. Gut möglich, dass Grosz sich hier ikonographisch bei den vielen Papstporträts der Renaissance bediente. In ihnen ruhen die Hände der Inthronisierten auf den hölzernen Lehnen des Heiligen Stuhles oder umklammern sie (wie Raffaels Julius II.). Es wäre ein witziges Spiel, denn Päpste und Großkritiker kommen durch Netzwerke an die Macht und herrschen mit Worten über die Heerschar ihrer Gläubigen.

Doch Max Herrmann aus dem schlesischen Neiße war nie päpstlich und nie

furchterregend. Er war ein von der Armut getriebener, an seinem Buckel und seiner Kleinwüchsigkeit leidender, zart empfindsamer und im Grunde tief konservativer Mensch, der in einer literaturübersättigten Kultur wortmächtige, kluge Kritiken für möglichst viele Blätter schrieb, um sich als Dichter über Wasser zu halten. „Auf Bestellung arbeiten ist für mich eine fruchtlose Selbsttortur“, schrieb er 1925. „Den meisten Wert lege ich auf meine Lyrik, in der ich das eigentlich Lyrische, das musikalisch Erlebte, (zum) Ausdruck zu bringen suche.“

Wie Herrmanns Fleiß, seine verbindliche Geselligkeit, sein soziales Geschick, verbunden mit einem soliden ethischen Kompass (konsequent pazifistisch und egalitär), dann doch ein bedeutendes literaturkritisches Werk entstehen ließen, zeigt jetzt eine von Sibylle Schönborn herausgegebene vorbildliche kritische Edition des gesamten journalistischen Werks. Die knapp neunhundert Texte aus den Jahren 1909 bis 1939 werden in drei massiven Bänden präsentiert. In unentbehrlichen, kenntnisreichen Nachwörtern charakterisieren die bandspezifischen Herausgeber Beata Gibrak, Simone Zupfer sowie Fabian Wilhelmi zusammen mit Schönborn die kulturelle und politische Ausrichtung der drei Dutzend Zeitungen und Zeitschriften, für die Herrmann schrieb, und analysieren dessen changierenden Stil, der von nietzscheanischem Artistenevangeliumsgesang und expressionistischem Adjektivsperrfeuer bis zur grazil-schlanken, glasklaren Analyse (von Kafkas postumen Erzählungen) sämtliche Tonarten beherrschte. Sie skizzieren die Politisierung und Radikalisierung von Herrmanns Literaturverständnis und versuchen in der Vielfalt seiner literarischen und dramatischen Sujets und Stilarten intellektuelle Prinzipien und eine mentale Ordnung zu erkennen, um so den Mann selbst in seiner Entwicklung fassen zu können.

Doch der entzieht sich, verschwindet im Dickicht seiner Brotarbeit wie ein Chamäleon im Regenwald und zieht den Leser der drei Bände tief in das



Ein Herr mit Köpfchen und Gamaschen: George Grosz malte Max Herrmann-Neiße 1925.

Foto VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Blättergestrüpp des spätwilhelminischen Deutschlands und der Weimarer Republik. Schnell versinkt der verlorene Leser in einen Sprachrausch und giert nach immer schärferen Kontrasten und spitzeren Pointen. Zwei Beispiele unterschiedlicher Art: Dem damals noch verehrten russischen Satiriker Michail J. Saltykow-Schtschedrin (1826 bis 1889) attestierte Herrmann 1921 die originelle Fähigkeit, „aus weitschweifigem Phlegma die tödliche Boshaftigkeit prallen zu lassen, im trockenen Resümee die vernichtende Entlarvung zu züchten.“

Camille Lemonniers Erzählung „Aus den Tagen von Sedan“ nennt Herrmann 1912 „das grimmigste Mitleidsbuch, das ich kenne“: „Die unsichere, übertriebene, lärmende Lustigkeit der Eroberer ist darin. Leichenfelder sind gemalt, weit wie Schneeflächen. Und ein Lazarett ist da, mit der Todesangst und dem Stöhnen der Operationen und wildem Ekel und Ohnmacht, mit Gestank und Fäulnis und zerfressendem Fleisch, mit Gestammel, Kreischen, Verröcheln und gen Himmel gestreckten Armen, mit dem knarrenden, knirschenden, klappernden Schleichen des Knochenmanns durch die Baracken – etwas ganz Ge-

waltiges, das fürchterlich gegen unsere Nerven prallt. Zwischendurch (nicht oft) Kontrastfilm: Die Lebewelt, die frech tändelnd und mit geiler Neugier Samariter spielt.“

Schon zwei Jahre später wurde das Grauen von Sedan abermals Wirklichkeit. Der Weltkrieg ruinierte Herrmanns Vater als Kaufmann und Gastwirt. Er starb 1916. Die geliebte Mutter ertränkte sich nach einem Besuch am Grab des Mannes 1917 in der Glatzer Neiße. Vielleicht fügte Herrmann auch deswegen seinem Namen 1917 das Heimatwort „Neiße“ hinzu. Seinem frühen quasireligiösen Gedichtband „Das Buch Franziskus“ (1911) schloss Herrmann mit dem Gedicht „Meiner Mutter“, darin die Zeile: „Ich möchte dich so gerne glücklich sehn ...“ Im Jahr 1917 übersiedelte Herrmann endgültig nach Berlin, heiratet im Mai die schöne Leni Gebek (1894 bis 1960), die große Liebe seines Lebens, und verdingte sich nun noch intensiver zum Broterwerb im Blätterwald.

Zentral blieb für ihn das Leiden an seiner Verkrüppelung und seiner grotesken Hässlichkeit, die er genial in seine charmierende Selbstpräsentation mit einbezog. Als Herrmann 1913 das

erste Mal nach Berlin kam, um literarisch zu reüssieren, malte ihn dort Ludwig Meidner mit liquiden farbgesättigten Pinselstrichen rothaarig, blauäugig, in einem jagdgrünen Anzug, auf den Knien die riesigen knochigen Hände, denn Herrmann kam jeden Mittwochabend zum *jour fixe* in Meidners bescheidenes Atelier. „Ein gebrechliches Wrack“, erinnerte sich Meidner später, „ein eckiger Totenschädelkopf voll Schwermut, ein unglücklich Verwachsener, der auf fast unerschöpfliche Weise seine zarten und ergreifenden Gedichte verfasste.“

Doch ein Wrack war Herrmann keineswegs. Die physische Schwäche schärfte seinen Blick für das Wesentliche: Diskriminierung, Brutalität, Unterjochung. Sie machte ihn zwar früh für christliche Heilsbotschaften und später für kommunistische Heilsbringer empfänglich, verlieh ihm aber zugleich den Mut, den Mund aufzumachen. Anlässlich von Hans Reimanns Satire „Die Dinte wider das Blut“ (eine Persiflage auf Artur Dinters vulgärentisemistisches Roman „Die Sünde wider das Blut“) schrieb Herrmann im Jahr 1921: „Der landläufige Antisemitismus dichtet den Israeliten bei uns an, was sie

weiß Gott nicht haben: revolutionären Sinn, antinationale Gesinnung und die größte Schrankenlosigkeit im Sexualleben. Diese Judengegner halsen alles, was ihnen nicht paßt, dem semitischen Konto auf und vergeifen sich fast immer. Ich selbst, unzweifelhaft Arier, wurde um der nicht genehmen Gesinnung meines Werks willen in der judenfeindlichen Presse zum Israeliten gestempelt und in der ‚Deutschen Zeitung‘ (hielt) ein ganz ulkiges Gewächs schlesische Dialektausdrücke für jüdischen Jargon.“

Herrmanns Kampfansage an das arische Männlichkeitsideal war die volle physische Beteiligung am öffentlichen Leben. Er trat als Rezitator, Kabarettist, Schauspieler und in einer Jazzkapelle auf. Er tauchte, was Klaus Völker schon 1991 ausgiebig dokumentierte, voll ins Nachtleben ein. Er schloss sich George Grosz an, denn, so Meidner, „beide schwärmten für Kaschemmen, Nacht-



lokale und Berliner Tanzsäle und waren immer tagelang unterwegs.“ Als Erich Büttner Herrmann 1921 malte, platzierte er Bücher in Kopfhöhe und zu Füßen Herrmanns die Bilder nackter Damen (in Kunstwerken der Antike und der Avantgarde, versteht sich).

Mit Leni führte „der Macke“ eine offene Ehe. Er erzählte ihr von seinen Bordellbesuchen, und sie war seit wenigstens 1927 mit dem Juwelenhändler Alphonse Sondheimer liiert. Diese Beziehung wurde für Herrmann, als er im Februar 1933 nicht aus Angst, sondern aus Prinzip ins Exil wollte, zur Rettung und zur Qual. Sondheimer ermöglichte ein Leben zu dritt in Bryanston Court, einer der vornehmsten Adressen von London. Doch die britische Hauptstadt blieb Herrmann fremd. Er war in die alte Neiße Einsamkeit zurückgeworfen und schrieb berührende Gedichte an Leni, und sie war ihm, so zeigen ihre Aufzeichnungen, bis zu seinem Tod im April 1941 ganz zugetan.

„Immer wenn ich ihn so sah, den kleinen, verhutzelten Mann, in seiner großen Einsamkeit“, schrieb Stefan Zweig in seinem Nachruf, „hatte ich ein Gefühl der Ehrfurcht und des Stolzes, dass da einer war unter uns allen, der rein blieb und unbekümmert dem dichterischen Dienst hingegeben inmitten einer katastrophischen Welt.“

Schon 1986/88 besorgte Klaus Völker eine zehnbändige Ausgabe von Herrmanns Lyrik und Prosa; ihr folgte 2012 eine zweibändige Briefausgabe. Christoph Haacker legte 2012 die Aufzeichnungen Lenis vor. Die Ausgabe der „Kritiken und Essays 1909–1939“ macht nun die dritte große Komponente von Herrmanns Werk zugänglich. Jetzt erst sitzt Max Herrmann-Neiße vollendet vor uns, in einem erstklassigen Dreiteiler, der Auskunft gibt über seine Klarsicht, seinen Mut und seine Kunst.

SUSANNE KLINGENSTEIN